

Rom und das Abendland

Eine geschichtliche Betrachtung

Von FRIEDRICH KEMPF S. J.

Aus aller Welt strömen während des Heiligen Jahres die Pilger nach Rom und viele von ihnen nehmen von dort ein großes Erlebnis nach Hause. Wie haben sie trotz der kurz bemessenen Frist so tiefe Eindrücke empfangen können? Weil sie mit einem ganz bestimmten, begrenzten Anliegen kamen und es ernst damit meinten. Rom ist zu weit und zu groß, um mit einem Blick erfaßt zu werden; mit Schwärmerei und verschwommenen Wünschen kommt man da nicht weiter. Rom antwortet nur auf klare, aufrichtig gestellte Fragen. Das hat schon Goethe bei seinem ersten römischen Aufenthalt empfunden. „Wer sich mit Ernst hier umsieht“, meint er, „und Augen hat, zu sehen, muß solide werden... Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben“. Mit einem ganz eigenen Ernst sehen sich hier die Pilger um; es ist ja gar nicht Rom und seine Herrlichkeit, das sie letztlich suchen, es ist ein darüber Hinausliegendes: die Gnade, das Heil, das Ewige. Und doch, wenn sie in den marmorschimmernden Basiliken oder im Dunkel der Katakomben vor den Gräbern der Apostelfürsten, der Heiligen und Märtyrer knien und beten, dann erhebt plötzlich auch Rom seine Stimme und betet mit. Ob bewußt erfahren oder nur geahnt, in diesem Augenblick spürt jeder Pilger etwas von dem weltweiten Atem der Ewigen Stadt. Die eigene Welt versinkt, und eine jahrtausendalte Geschichte steigt auf; er fühlt, welch heiliges Erbe uns Rom übermitteln hat, wie sehr wir Völkern und Zeiten verpflichtet sind, die längst dahinschwanden, und wie wir das Feuer des Geistes, das uns anvertraut wurde, anderen Völkern und Welten weiterzugeben haben. Das alles erleben die Pilger als Betende; denn der letzte, alles verbindende Sinn geschichtlichen Geschehens ist ja Christus Jesus und seine Kirche. Er steht auch hinter der Ewigen Stadt; er gibt ihrer wechselvollen Vergangenheit ihre Einheit, ihre Tiefe, ihr Gesicht. Und wenn dann die schlichte Gestalt des Stellvertreters Christi, wenn Pius XII. vor die Pilger tritt, wie ein Vater zu ihnen redet, sie segnet und so in die Heimat entläßt, dann begreift jeder: Rom ist unser aller Heimat, ist unsre Mutter, Rom ist — das Herz der Welt.

Vor allem aber müssen wir Abendländer so empfinden. Die Stadt der sieben Hügel ist ja auf das innigste mit unserer Geschichte verwachsen, durch Jahrhunderte hindurch war sie unsere Lehrmeisterin und Führerin. Hätte man sich immer an Roms Weisheit gehalten, wer weiß, ob es je zu den zwei Weltkriegen gekommen wäre, die uns in das tiefste Verderben gebracht haben.

Wir Abendländer müssen wieder Rom verstehenlernen, gerade jetzt, da wir uns mehr denn je um die Erkenntnis unsrer Kultur und ihrer inneren Gesetze bemühen, damit eine bessere Welt aus den Trümmern erstehe; denn so gelangen wir wieder zum Selbstverständnis, das wir zu einem guten Teil verloren haben.

Als Goethe im Jahre 1786 durch die Porta Flaminia in Rom eingezogen war, meldete er beglückt seinen Freunden: „Ja, ich bin in dieser Hauptstadt der Welt angelangt.“ Der feinsinnige Biograph des Dichters, Hermann Grimm, hat uns auf diese inhaltschweren Worte zu achten gelehrt. Er machte mit Recht auf den wesentlichen Wandel aufmerksam, der sich im 19. Jahrhundert bei uns vollzogen und der auch Roms politisch-kulturelle Stellung geändert hat. Heute ist Rom Italiens Hauptstadt, Goethe dagegen durfte sie im Jahre 1786 noch irgendwie Hauptstadt der Welt nennen. Denn das Abendland beherrschte im 18. Jahrhundert immer noch den Erdkreis, nicht überall und unbedingt, aber doch so stark, daß ihm kein anderes Volk die Führung streitig machte. Es besaß weite Gebiete in Amerika, in Indien, auf den Inseln des Weltmeeres. Und diese Länder hatten keine Selbständigkeit, waren Kolonien und Handelsgebiete. Alles politische Geschehen, das eine Weltveränderung hätte hervorrufen können, spielte sich in Europa ab. Die Konflikte, die zwischen den Staaten des Abendlandes ausgetragen wurden, bestimmten das Schicksal der Kolonien, nicht umgekehrt. Das Abendland war die führende Weltmacht. In ihm aber nahm Rom immer noch eine zentrale Stellung ein. Der christlichste König Frankreichs, Spaniens katholische Majestät, ganz Italien schauten noch nach dem Papst. Aber nicht nur die romanischen Länder, auch Österreich, die katholischen Gebiete Deutschlands, vor allem die geistlichen Fürstentümer, waren mit Rom verbunden. Selbst auf der arg abgenutzten Kaiserkrone ruhte noch ein matter Schimmer des römischen mittelalterlichen Imperiums. Nicht einmal die nordischen protestantischen Menschen hatten sich ganz von Rom zu befreien vermocht. Zog es sie auch nicht nach dem katholischen, so doch nach dem heidnischen Rom und nach den Meisterwerken der Renaissance. Es gab keinen europäischen Adeligen im 17. und 18. Jahrhundert, der nicht auf der damals üblichen Bildungsreise in der Ewigen Stadt geweilt und von ihr die letzte Prägung seines Geistes erwartet hätte. In ganz anderm Ausmaß als heute kannte jeder gebildete Abendländer Roms Geschichte und Denkmäler. Rom war Mittelpunkt unsres Kulturkreises und damit der Welt.

Freilich sollte dies nicht mehr lange gelten. Schon zehn Jahre vor Goethes Romreise war in Nordamerika der Freiheitskrieg ausgebrochen, hatte sich eine europäische Kolonie vom Mutterland gelöst — das erste Vorzeichen der kommenden Umwälzung. Dann aber, drei Jahre nach Goethes römischem Aufenthalt brach der Sturm los. Mit einem Schlage fegte die französische Revolution das alte Königtum weg. Eine neue staatliche Ordnung setzte sich durch; in einer möglichst konsequenten Trennung von Kirche und Staat, nicht in ihrer Einheit sah man das Heil. Die geistlichen Fürstentümer Deutschlands,

das deutsche Kaisertum, auch die Reste der mittelalterlichen Einheitskultur, verschwanden spurlos. Wohl versuchte Napoleon, das Abendland mit Blut und Eisen neu zu verklammern, aber er scheiterte. Die nationale Idee, die schon seit langen Jahrhunderten sich immer mehr vorgedrängt, aber sich nie ganz gegenüber dem Wissen um die Einheit des Abendlandes durchgesetzt hatte, gelangte nun zum Sieg. Man verstand nicht mehr, daß echte, wahre Geschichte eine religiös transzendente Grundlage haben muß; die Wurzel alles geschichtlichen Lebens suchte man im Volkstum und in der staatlichen Macht. Schärfer, unversöhnlicher als vorher standen sich jetzt die Nationalstaaten Europas gegenüber. Aber neben sie stellten sich andere, nicht abendländische Staaten. Rußland hat sich während der Napoleonischen Kriege Weltgeltung erworben. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas werden zusehends mächtiger. Süd- und Mittelamerika reißen sich von Spanien und Portugal los. Japan entwickelt sich zur Weltmacht; selbst China und Indien wachen langsam auf. Nun bestimmen nicht mehr allein die politischen Verhältnisse des Abendlandes die Geschehnisse der Welt; der Schauplatz ist weiter geworden, der Kampf um den Platz an der Sonne beginnt; fast alle abendländischen Nationalstaaten streben über Europa hinaus, einer sucht dem anderen im Erwerb von Kolonien, im Konkurrenzkampf um die Absatzmärkte zuvorzukommen. Das Gleichgewichtssystem der europäischen Mächte, das vorher die Politik bestimmt hatte, machte dem der Weltmächte Platz.

Damit hatte Rom seine Bedeutung verloren. Denn Rom war nur solange Hauptstadt der Welt, als das Abendland eine Einheit und die führende Weltmacht darstellte, als die christliche Religion allem politischen und kulturellen Geschehens noch zu Grunde lag. Das unchristlich, national, imperialistisch gewordene Abendland hatte kein Verständnis mehr für die Ewige Stadt, weil es sich selbst, die Grundgesetze seines eigenen geschichtlichen Lebens nicht mehr begriff. Rom wurde zu einer der vielen nationalen Hauptstädte, wurde Hauptstadt Italiens. Den weiteren Weg des Abendlandes wissen wir. Er führte in die beiden Weltkriege hinein, in denen Europa seine weltbeherrschende Stellung endgültig an andere Mächte abgeben mußte. Schuldhaftes Versagen und geschichtliche Notwendigkeit brachten uns dahin. Einerlei, wem von beiden man den Vorzug geben will, das eine bleibt wahr: Solange Rom den Mittelpunkt unserer kleinen Welt bildete, waren wir stark und mächtig. Daß Rom aus seiner zentralen Stellung herausgedrängt wurde, war ein Symptom der inneren Auflösung des Abendlandes, an deren Folgen wir heute so schwer zu tragen haben.

Der wahnwitzige Wettlauf um die Macht, der die europäischen Staaten zum Bruderkampf trieb, ist beendet. Wir müssen uns wieder auf die Grundlagen unserer Einheit besinnen, müssen uns wieder zusammenschließen, um einigermaßen vor der Welt zu bestehen. Bei dieser Besinnung kommen wir aber an Rom nicht vorbei. Zu sehr ist die Ewige Stadt mit dem Schicksal des Abendlandes verflochten, zu lange war sie das Symbol seiner Einheit. Was also hat uns Rom heute zu sagen?

Eine Antwort auf diese Frage ist nicht leicht. Wir haben ja gesehen, wie Rom vom Ende des vorletzten Jahrhunderts ab in steigendem Maße seine historische Bedeutung verlor. Die französische Revolution brachte die Wende, aber mit ihr traten nur die geistigen und sozialen Kräfte ans Licht, die seit langem Westeuropas Fundamente heimlich unterwühlt hatten. Schon vorher war Rom eine zerfallende Größe und lebte mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart. Seitdem der neuzeitliche Staatsbegriff die mittelalterliche, durch Papst und Kaiser geleitete Welt aufgelöst, das völkerverbindende römische Kaisertum seiner „auctoritas“ beraubt und dafür das kalte, rechnerische Gleichgewichtssystem der europäischen Staaten zur Grundlage der abendländischen Einheit gemacht hatte, seitdem die Christenheit durch die Reformation in zwei Lager gespalten war, blieb von der alten herrscherlichen Macht der Ewigen Stadt nur ein Teilkapital übrig, das im Laufe der Jahrhunderte immer mehr dahinschmolz. Um die eigentliche Kraft auszuspielen, die von Rom aus ins Abendland einströmte, muß man weiter zurückgehen, muß man auf das Mittelalter zurückgreifen. Was aber hat das für einen Sinn? Das Mittelalter ist unwiderruflich tot. Wer fordern wollte, zu ihm zurückzukehren, wäre ein Träumer. Wir sind die Erben des 19. Jahrhunderts, und wenn damals Rom aus seiner zentralen Stellung notwendig herausgedrängt wurde, können wir es nicht mehr ändern. Ja —, aber wir sind nicht nur Erben unsrer nächsten Vergangenheit, sondern der ganzen abendländischen Geschichte. Zu ihr gehört auch das Mittelalter. Es ist ja die Jugendzeit unsrer Kultur. So unbeholfen, so primitiv und barbarisch diese ersten Anfänge eigenen Lebens und Wachstums auch waren, eins zeichnet sie vor unsrer müden Zeit aus: der unbekümmerte Schwung der Jugend, der traumhaft sichere Instinkt für das zur Entfaltung drängende Wesen, das von keines Gedankens Blässe angekränkelte Wissen um die Grundgesetze des eigenen geschichtlichen Lebens. Denn das tiefe Wort Rainer Maria Rilkes gilt auch für die Geschichte der Völker: „Glaubt nicht, Schicksal sei mehr als das Dichte der Kindheit!“ „Der ist der glücklichste Mensch“, meint Goethe, „der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.“

Roms Bedeutung lag von jeher in seinem Willen zur Herrschaft. Von Kunst und Wissenschaft verstanden die alten Römer nicht viel, wohl aber von Krieg, Politik, Verwaltung und Recht. So zimmerten sie ihr großes Weltreich. Es ging unter. Rom, die Herrscherin, versank in Vergessenheit und Armut. Aber schon wuchs ihm eine neue Aufgabe zu, als sich während der Völkerwanderungszeit auf den Trümmern des weströmischen Reiches und darüber hinaus die neue Kulturwelt der romanisch-germanischen Völker langsam zu formen begann. Sobald sich Rom im 8. Jahrhundert vom oströmischen Reich löste und mit dem Abendland politisch verband, trat es eine neue Herrschaft, ein zweites Imperium an. Es sah anders aus als das erste. Keine römischen Legionäre zogen von Rom aus, um die Völker zu unterwerfen, keine römischen Verwaltungsbeamten fügten die neue Welt einheitlich zusammen. Das Abendland zerfiel in mehrere unabhängige Reiche und behielt diese Form für

immer, nachdem das karolingische Großreich in Stücke gebrochen war. Aber gerade hier setzte Roms geschichtliche Leistung ein. Es band die Völker und Staaten zu einer höheren Einheit zusammen, nicht durch Gewalt, sondern durch die Überlegenheit seiner geistigen und geistlichen Kräfte. Kein Zweifel, daß das Abendland durch Jahrhunderte hindurch eine gewisse Einheit bildete, ist das Verdienst Roms.

Der mittelalterliche Einheitsgedanke ruht letztlich auf transzendenter, religiöser Grundlage. Denn der christliche Glaube, zu dem sich damals jeder Abendländer bekannte, war eine schöpferische Kraft, er durchdrang alle Lebensgebiete, bestimmte jedes Tun. Daher vermochten unsre Vorfahren die große und kleine Schöpfung nur als gottgeordnete, in Gott wesende Welt zu begreifen. Von Gott geht alles Geschaffene aus, zu ihm kehrt es zurück, er, der Eine, ist Anfang und Ende. Der Aufstieg der Welt zu Gott vollzieht sich in einem stets wachsenden Zusammenschluß. Die Einzeldinge ordnen sich je nach ihrer Art zu kleineren Ganzheiten, diese zu größeren und so geht es fort, bis die hierarchisch gestaffelte Pyramide in Gott endet. In dieser kosmischen Ordnung bildet auch das Menschengeschlecht eine Einheit, sein Haupt ist Christus. In ihm, dem Priester und König, fallen *regnum* und *sacerdotium*, königliche und priesterliche Gewalt, zusammen; hier auf Erden dagegen sind sie getrennt. Von den Einzelmenschen zu den Königen, von den Königen zum Kaiser, vom Kaiser zu Christus, dem König, baut sich die hierarchische Ordnung des *regnum* auf. Im *sacerdotium* verläuft der Weg über Laien, Priester, Bischöfe, Papst und endet in Christus, dem Hohen Priester. Beide Ordnungen sind jedoch nur relativ geschieden. Sie bilden in Christus Jesus eine wirkliche Einheit: die *res publica christiana*, die *ecclesia universalis*, die Christenheit. Sie ist ein Ganzes, ein politisch-soziales Gebilde, das die ganze Menschheit umfaßt. Rechtlich betrachtet, gehören auch die heidnischen Völker dazu. Sobald sie die Botschaft Christi erreicht hat, haben sie dem Ruf ihres Herrn zu folgen. Sonst sind sie Rebellen, Aufrührer und können bekriegt werden. Dieses Gemeinwesen hat seinen Mittelpunkt im Abendland; denn seine Führer, Papst und Kaiser, haben dort ihren Sitz. Und da der Papst in Rom residiert, der Kaiser in Rom geweiht werden muß und sich römischer Kaiser nennt, ist Rom Mittelpunkt des Abendlandes und Hauptstadt der Welt. „*Roma caput mundi regit orbis frena rotundi*“, lautet die stolze Umschrift auf den Goldsiegeln der Kaiser, „Rom, die Hauptstadt der Welt, hält des Erdenrunds Zügel in Händen.“ Rom und Welt sind derart eng aufeinander bezogen, daß Worte wie „*orbis Romanus*“ und „*orbis christianus*“, „*populus Romanus*“ und „*populus sanctus Dei*“ dasselbe bedeuten.

Staunend stehen wir nüchternen Menschen der Neuzeit vor diesem Weltbild. Mehr Idee als Wirklichkeit, entbehrt es doch nicht des Großartigen und ewig Gültigen. Es konnte nur in der Jugendzeit kulturellen Lebens entstehen, da die politisch-sozialen und religiösen Einrichtungen wie in einem Keimplasma teils noch verbunden, teils schon getrennt, beide aber von einer höheren Lebensenergie durchseelt und durchdrungen waren. Kaiser und

Papst tragen beide die eine *res publica christiana*. Und da diese ein religiöses und politisches Gebilde zugleich ist, ruht auf dem Kaiser ein priesterlicher, auf dem Papst ein königlicher Glanz. Der Kaiser wird mit heiligem Öle gesalbt, und der Papst trägt bis heute die dreifache Krone, die Tiara. Das waren keineswegs nur Ehrenrechte. Der Kaiser durfte unter Umständen in den kirchlichen Bereich übergreifen, der Papst sich in weltliche Dinge einmischen — beide haben es getan, und gerade hier hat die begriffliche Unklarheit, die Verwischung der Grenzen zu den schwersten Kämpfen untereinander geführt und beiden die Führungsgewalt gekostet. Notwendige Entwicklung eines unvollkommenen Weltbildes. Und doch, sehen wir einmal über das Unvollkommene, Entwicklungsbedürftige hinweg und achten wir auf das Zeitlose, das Gültige, also auf das, was wir heute noch von dieser römisch-christlichen Auffassung unsrer abendländischen Geschichte lernen können!

Zunächst fällt da die wunderbar tiefe Einheitsidee auf. Was hätten die romanisch-germanischen Völker ohne sie angefangen? Wie skrupellos kämpften in der Völkerwanderungszeit die Germanen gegeneinander! Aus welchen verschiedenen Volks- und Stammeselementen waren die mittelalterlichen Reiche zusammengesetzt! Daß sich diese uneinheitliche Masse zu einem Kulturkreis entwickelte, verdanken wir zunächst der christlichen Religion, sodann der durch die Kirche vermittelten griechisch-römischen Kultur. Daß aber die abendländische Welt auch zur politisch-religiösen Idee eines Reiches und so zu größerer Festigkeit gelangte, ist Roms Verdienst. Rom hat die Erinnerung an das alte Imperium bewahrt und weitergegeben. Und der römische Bischof, der Nachfolger der Cäsaren, hat dafür gesorgt, daß die religiöse Idee, der tragende Grund des neuen mittelalterlichen Imperiums, nicht auf rein kirchlichem Gebiet verblieb, sondern sich auch in der Welt machtvoll durchsetzte.

Man mag über die Kreuzzüge denken, wie man will, der Ruf „Gott will es“, womit die christlichen Ritter zu Clermont auf die Predigt Urbans II. antworteten, kam aus tiefster Ergriffenheit, aus einer heiligen Begeisterung für die christliche Aufgabe des Abendlandes. Was kein Kaiser vermocht hätte, das erreichte die geistliche Autorität des Papstes: Die Ritter aller Länder und Stämme verließen ihre Burgen und zogen zum gemeinsamen Heiligen Krieg aus. Das Abendland handelte zum ersten Mal als Ganzes, nicht aus Zwang, sondern in freiwilliger Gefolgschaft gegenüber dem Stellvertreter Christi, der das Schwert nicht mit eigener Hand führen durfte. Die Kreuzzüge sind ein machtvolles Bekenntnis zur Einheit des Abendlandes. Auch später, obwohl die Vorstellung der *res publica christiana* längst abgetan war, hat das Papsttum mehr als einmal die feindlichen Bruderstaaten versöhnt und zur gemeinsamen Abwehr gegen den Halbmond geführt. Die Vernichtung der türkischen Flotte bei Lepanto 1571 ist großenteils ein Werk Pius' V., des letzten heilig gesprochenen Papstes. Ja, selbst an dem letzten, endgültig siegreichen Waffengang mit den Türken vor Wien 1683 war noch Rom beteiligt. Aber das alles zeigt nur die äußere Seite, ist eine sichtbare

Ausstrahlung der einenden Kraft des römischen Papsttums. Wie viel tiefer reichten die Anstrengungen etwa eines Gregor VII.! Wenn er sich der drohenden Materialisierung des kirchlich-religiösen Lebens todesmutig entgegenstellte, so rettete er nicht nur die Kirche, er bewahrte auch die abendländische Welt vor dem Zerfall ihrer lockeren, immer gefährdeten Einheit und gab ihr den idealen Schwung zurück. Sogar sein innerhalb der Kirche geführter Kampf um die Rechte des Papsttums blieb für das Abendland nicht ohne segensreiche Folgen. Gab die streng gegliederte Körperschaft des Klerus, die sich die Päpste seit Gregor VII. schufen, dem Abendland nicht ein festeres Rückgrat? Wurden dadurch nicht Priester und Laien erzogen, über die engen Grenzen des eigenen Landes hinauszuschauen und wenigstens in religiös-kirchlichen Dingen übernational zu denken?

Nicht minder groß war die Bedeutung des mittelalterlichen Kaisertums, dieser ehrwürdigen Einrichtung, die Unverstand und nationalistisch verengte Sicht so sehr verkannt und geschmäht haben. Es zeugt von einer erstaunlichen Verblendung, wenn ein so ausgezeichnete Geschichtsforscher wie Fedor Schneider in seinem Buch „Rom und Romgedanke im Mittelalter“ das Imperium des Mittelalters mit Pseudomorphose abtut. Und wenn man heute noch streitet, ob unsre Vorfahren nicht besser getan hätten, im Land zu bleiben und den Osten zu kolonisieren, anstatt sich im Welschland zu verbluten, so ist das ein nicht unfruchtbares, aber modernes, von der kleindeutschen Geschichtsschreibung zu sehr aufgebauschtes Problem. Im Mittelalter haben alle Deutschen das Kaisertum glühend bejaht und haben damit größeren historischen, ja sogar besseren politischen Sinn bewiesen als ihre modernen Kritiker. Wie billig, über das altdeutsche Kaisertum zu lächeln, weil es keine reale Macht besessen habe! Es ist wahr, der Kaiser war nicht Herrscher im heutigen Sinn, die Könige des Abendlandes standen selbständig souverän neben ihm. Aber etwas anderes ruhte auf dem Kaiser, für das unsre rationalistisch denkende, geistig verarmte Zeit keinen Begriff mehr zur Hand hat: der Glanz einer in Gott verankerten, religiösen Autorität. Die Menschen des Mittelalters, begabt mit einem feinen Sinn für die hierarchischen Stufen der in Gott ruhenden Weltordnung, schauten mit Verehrung zum Kaiser auf, fühlten sich verpflichtet, ihm, dem weltlichen Führer der Christenheit, zu folgen, wenn er sie zur Verteidigung des Reiches Christi, der *res publica christiana* aufrief. Gewiß, oft verhallte sein Ruf ungehört, und noch öfters zielte die Politik der deutschen Kaiser auf ein rein weltliches, territoriales Reich hin, wurde also dem religiös-transzendentalen, die Welt umfassenden Reichsgedanken untreu. Auch ist es richtig, daß diese religiös-transzendente Reichsidee immer über der Wirklichkeit schwebte. Aber war denn damals im Abendland überhaupt etwas anderes möglich? Karl der Große hatte eine wirkliche politische Einheit geschaffen. Sein Werk zerfiel. Otto der Große hat noch einmal eine weitgespannte Politik getrieben, hat in die Geschicke Italiens, Frankreichs, Burgunds entscheidend eingegriffen. Die Staufer versuchten wenigstens, Deutschland, Italien und Sizilien zu einem starken Reich

zusammenzuschmieden. Nichts hatte Bestand. Die geistigen, materiellen und technischen Kräfte reichten nicht aus, um so weiträumige Gebiete auf die Dauer zusammenzuhalten. Um so wichtiger war es daher, daß sich die auseinanderstrebenden, sich stets bekämpfenden politischen Mächte des Abendlandes im römischen Kaiser letztlich verbunden wußten. Denn davon waren alle überzeugt: Das alte römische Reich besteht weiter, es muß weiterbestehen. Gott will es. Vier Weltreiche hat Gott den Propheten Daniel schauen lassen; eins soll das andere ablösen; das vierte Reich wird dauern, bis der Tag des Gerichts kommt und der Menschensohn die ewige Herrschaft antritt. Drei Reiche, so legte man es sich aus, sind untergegangen, es bleibt also nur das letzte Weltreich, das römische. Es wird bestehen bis zum Ende der Zeiten: Roma aeterna, Rom ist ewig. Und ihnen, den Abendländern, hatte Gott dieses Reich anvertraut, unter den Abendländern aber den Deutschen. Unsre deutschen Vorfahren haben das Kaisertum als göttlichen Auftrag angesehen. Sie waren stolz, dieser Gnade würdig befunden zu sein. Haben sie sich ganz und gar geirrt? Hatte nicht das Kaisertum eine hohe, für das Abendland segensreiche Aufgabe zu erfüllen? Oder ist Gertrud von le Forts herrliche Hymne an Deutschland eine reine Dichtung?

Gleichnishafte Volk: nicht im köstlichen Schreine
 Deiner ragenden Dome glomm dir des Herrschums
 Teuerstes Kleinod:
 In fernen, in ewigen Mauern heischtest du Krönung,
 Und immer scholl ihre Stunde dir
 Schwertergeläutet
 Über verwundeter Stirn!
 Denn die mächtigen Völker der Erde wohnen und walten
 Gegrenzt von den Strömen des Blutes
 Und von den Wäldern der Sprachen,
 Und ihre Kronen sind gleich den wilden Kronen der Bäume. —
 Du überschrittest deine Wälder und Ströme,
 Du stieg'st über deine Berge,
 Du warst der Flügel deiner Brüder
 Über der grünen Natur;
 Und im Geheimnis deines Raumes
 Erklang und erklagte wie Glocken
 Die Weltmacht der Liebe!

Von dieser Kraft, die das römisch-mittelalterliche Kaisertum ausstrahlte, lebte das Abendland bis in die Neuzeit hinein. Noch Karl V., dieser so oft verkannte Kaiser, besaß ein tiefes Wissen um seine Aufgabe, dem Abendland die katholische Religion, die stärkste Wurzel seiner Einheit zu erhalten, und er handelte danach. Ja, selbst die habsburgische Monarchie, die die unruhigen Völker des östlichen Abendlandes zum Segen Europas im Zaum hielt, die im Reich ein gesundes Gegengewicht zu dem aufstrebenden nationalen Radikalismus bildete, hatte ihren übernationalen Blick größtenteils dem Kaisertum zu verdanken.

Freilich, Papsttum und Kaisertum, die Führer des Abendlandes, haben für ihre große Aufgabe oft und schwer bluten müssen. Und nicht nur das, mehr als einmal wurde ihnen die natürlich-übernatürliche Last zu schwer: Päpste und Kaiser versagten sich ihrem hohen Amt und sanken in Schuld. Denn Macht ist ein gefährliches Ding. Nur Heilige wissen sie im Glauben zu verwalten, ohne auf die Dauer ihrer Versuchung zu erliegen. Aber das darf uns nicht beirren. Wer berufen wird, im Reiche Christi, des Priesters und Königs, an erster Stelle zu stehen, der ist in besonderer Weise in das Geheimnis des Kreuzes gestellt. Und dieses verwirklicht sich ja nicht nur im Leiden des Schuldlosen, sondern auch und gerade in der Schwachheit und Schuld der Gläubigen. Das Geheimnis des Kreuzes müßte vor allem uns Deutsche in dieser Stunde trösten. Gertrud von le Fort hat in ihren Hymnen an Deutschland unseren Weg richtig gedeutet. Daß gerade das deutsche Volk — „berufen zur Krone aller Kronen, Friedenskrone der Völker Christi, Ihr glänzte vom Bügel das Kreuz“ — ein schwereres Schicksal zu tragen hatte als die anderen Völker des Abendlandes, daß es des abendländischen „Geistes und Abergeistes geopfert Flamme“ wurde, das ist bei aller Schuld auch Gnade. Wer weiß, ob das ungeheure Leid, das uns, „das Herzvolk des Erdteils“, im Lauf der Geschichte, immer wieder betroffen hat, uns nicht die Kraft geben wird, an einem neuen Europa führend mitzubauen. Und wenn unsre Machtlosigkeit es den glücklicheren Bruderstaaten Westeuropas gestattet, in unsre Verhältnisse hineinzuregieren, als ob Deutschland eine Art Gemeinbesitz des Abendlandes wäre, so bereitet uns das vielleicht für große Aufgaben im künftig geeinten Europa vor.

Damit ist der Antwort auf die Frage, was Rom uns heute zu sagen hat, schon zum Teil vorgegriffen. Man redet so viel von einem Pan-Europa, von einem Zusammenschluß aller abendländischen Staaten. Niemand zweifelt an der Notwendigkeit, aber immer wieder begehrt der alte nationale Geist des 19. Jahrhunderts auf, in uns allen und überall. Das ganze Abendland muß umlernen. Rom, das untergegangene, mittelalterliche Rom, mahnt eindringlich dazu. Es erinnert uns an die ursprüngliche Einheit, in der die europäischen Staaten zusammengefaßt waren; es lehrt uns, wie das Geheimnis unsrer Kraft gerade in der polaren Spannung zwischen Universalismus und Nationalismus lag. Freilich, auch das entnehmen wir unserer Geschichte: mit rein technischen Verklammerungen ist es nicht getan, wir bedürfen einer Idee, einer geistigen Kraft, die aus den Tiefen des Seins aufsteigend dem müden, zerquälten abendländischen Geist wieder eine gemeinsame, feste Substanz zurückgibt. Diese geistige Kraft aber muß letztlich vom Christentum herkommen. Wir stehen ja nicht mehr am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklung. Die Linie unsres geschichtlichen Lebens liegt ausgefaltet vor uns. Man kann sie nicht mehr ändern, man kann sie höchstens verfluchen und verleugnen, doch damit verfluchen und verleugnen wir uns selbst. Unsre Vergangenheit aber zeigt klar, daß die christliche Religion vom Geiste des

Abendlandes nicht getrennt werden kann, daß sie dessen eigentliche Tiefe ausmachte.

Doch seien wir nüchtern und bescheiden! Unsre Welt ist nicht mehr christlich und vor allem nicht mehr jung. Wenn kein Wunder geschieht, wird wohl der einmal begonnene innere Zersetzungsprozeß unaufhaltsam fortschreiten. Zu einer religiös-transzendenten Einheitsidee von der Art, wie sie das Mittelalter geschaffen, wird unsre weithin unchristlich gewordene Welt es kaum mehr bringen. Das entbindet aber uns Abendländer keineswegs von der Pflicht, eine neue Einheitsidee mit aller Energie anzustreben und dabei die christlichen Kräfte positiv einzusetzen. Selbst die nicht mehr Gläubigen müßten bei ehrlicher Anerkennung unsrer Geschichte den christlichen Aufbauwillen begrüßen und mit ihm nach Möglichkeit zusammenarbeiten. Uns aber, die Christen, muß die Not der Stunde aufrütteln, damit wir alles einsetzen, um zu retten, was zu retten ist.

Wie aber, wenn je einmal der Osten das Abendland überfluten und das ganze, kaum begonnene Werk zerstören sollte? Auch dafür hat die Ewige Stadt eine tröstende Antwort bereit. Rom hat den Untergang einer alten Kultur schon einmal mit allen Schmerzen durchgekostet, und siehe, aus den Ruinen erblühte neues Leben, das gerade von Rom entscheidend mitgestaltet wurde. Würde es heute anders sein? Zehren nicht schon jetzt die führenden Weltmächte vom abendländischen Geist? Wenn einst die Griechen von den Römern unterjocht wurden, um dann die Römer in vielen Dingen zu belehren, sich also geistig untertan zu machen, wenn die Germanen, die das römische Reich zerstörten, die griechisch-römische Kultur in sich aufnahmen, so soll uns das ein Lichtblick sein. Keine Kulturwelt hat jemals eine so tiefe, weltumfassende Wirkung ausgelöst wie das Abendland. Seine Schöpfungen können nicht spurlos versinken. Denn Geist entzündet sich an Geist. Eine sterbende Welt nährt das zur Fortsetzung der Weltgeschichte bestimmte Volk mit den reifen, gültigen Früchten ihres Geistes. Haben wir Mut und Vertrauen und fürchten wir nicht die Gefahr eines möglichen Untergangs! Wirken und schaffen wir vielmehr, solange es Tag ist, unbekümmert um das, was kommen mag!

Doch das letzte, erlösende Wort lautet anders. Vieles ist in Rom versunken, aber den kostbarsten Besitz hat sich die Ewige Stadt durch die Zeiten hindurch gerettet: die cathedra sancti Petri, das Papsttum. Unentwegt, wie ein Leuchtturm im brandenden Meer, ragt dieses inmitten unsrer verwirrten Welt auf, richtungweisend, eine geistige Macht, der sich kein ehrlich Denkender ganz entziehen kann. Wer weiß, ob es nicht noch einmal eine große, einende Aufgabe zu übernehmen hat, dann aber in einem weit über Europa hinausgreifenden Umfang. Wer weiß, ob Rom nicht in einem tieferen Sinn als bisher Hauptstadt der Welt werden soll. Und sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, sollte selbst Rom jemals untergehen — das Papsttum ist nicht an Rom gebunden. Es wird bleiben bis zum Ende der Zeiten. Denn es trägt die Verheißung des Herrn.